

Der Preis des Kampfes

(K) Welches muß der Preis dieses gewaltigen Kampfes sein? Diese Frage wird häufig gestellt und verschieden beantwortet. Zwei Gruppen stehen sich bekanntlich gegenüber. Die eine sagt: Wir brauchen keine Gebietsvergrößerung und keine Weltanschauung, denn Deutschland, das so gewaltige Uebermacht trachte, wird sich im Frieden wirtschaftlich schnell wieder durchsetzen. Annexionen und Entschädigungen würden sogar schädlich sein, weil sie einmal die Kriegsgelahr dauernd auf Europa legen würden, und weil zweitens sich dann die ganze feindliche Welt wirtschaftlich gegen uns abstellen würde. Die andere Gruppe, welche einen deutschen Sieg wünscht, geht in ihren Forderungen weit auseinander. Fragt man sie, warum wir einen deutschen Frieden haben müssen, dann hören wir bald: Deutschland muß sich im Friedensschluß so stark machen, daß unsere Feinde nie mehr einen Ueberfall wagen werden. Bald antwortet man auch: Wir dürfen als Angegriffene und als Sieger niemals zulassen, daß die ungeheuren Opfer dieses Krieges dem deutschen Volke aufgebürdet werden; lassen wir das zu, dann schließen wir einen Hungerfrieden. Und wieder andere sagen: Nur bei einem starken Frieden wird es uns möglich sein, den Weltmarkt zurückzuerobern. Nicht um einige Randgebiete, nicht um Milliarden handelt es sich, sondern darum, ob wir nach dem Kriege sofort wieder uns mit voller Macht in den Weltmarkt stürzen können. Das können wir nur, wenn wir tatsächlich und materiell einen vollen Sieg errungen haben.

In der Tat muß die Zurückeroberung unseres Weltmarktes der Preis dieses Kampfes sein. In dieser Erkenntnis führt uns schon die einfache Tatsache, daß um des Weltmarktes willen der Kampf begonnen hat. Großbritannien bildet den Mittelpunkt der feindlichen Koalition, Großbritanniens Feindschaft gegen uns aber ruht nur darauf, daß wir ihm auf allen Märkten der Welt durch bessere und billigere Produkte Konkurrenz machen. Vor 30, noch vor 20 Jahren besaß der Briten in fast allen industriellen Erzeugnissen ein Weltmonopol, er konnte schlechte Waren für teures Geld liefern. Unmöglich ließen sich deutsche Kaufleute an allen Ecken der Erde nieder, kühnsten Handelsnische und Bedürfnisse der fremden Völker und Bedürfnisse der eigenen Fabriken in der Heimat, die bei der Verhüllung der Produkte die fremden Interessen in Rechnung stellten. Der deutsche Kaufmann schrieb und sprach indisch und arabisch, chinesisch und türkisch, während der angeborene Verrennsinn des Engländer nur die britische Sprache kannte. So wuchs und wuchs der deutsche Absatz, so stieg und stieg der Wohlstand in deutschen Landen, doch in gleichem Maße vergrößerte sich Großbritanniens Haß. Deutschland mußte in einem Kriege politisch niedergeschlagen werden, der wirtschaftliche Bankrott würde dann von selbst kommen. Das wichtigste Kriegsziel unseres schlimmsten Feindes muß also unter allen Umständen durchkreuzt werden.

Großbritannien hat auch im Kriege vollständig darauf hingearbeitet, uns politisch und wirtschaftlich mit der ganzen Welt zu entzweien. Es ist tatsächlich bedauerlich, daß wir nach dem Kriege darauf von unseren Feinden abhängig sein werden. Einige Zahlen mögen das darthun. Hinsichtlich der Rohstoffe für die Textilindustrie sind wir fast ganz auf die uns feindlichen Länder angewiesen. Im Jahre 1913 bezogen wir an Wolle, Haut, Flachs usw. für 1073 Millionen Mark, die bis auf 70 Millionen mit den Gebieten unserer Gegner kamen. Der Kautschuk, der in der Technik der Gegenwart immer größere Bedeutung annimmt, kann ebenfalls nur zu einem geringen Prozentsatz in den deutschen Kolonien gewonnen werden. Ganz gewaltig ist auch unsere Abhängigkeit von Pflanzenöl wie tierischen Ölen und Fetten. Im Jahre 1913 belief sich unser Ölbedarf auf rund 727 Millionen Mark, die wiederum in der Hauptsache aus den Ländern unserer Feinde kamen. Das Petroleum erhielten wir zum allergrößten Teile aus den Vereinigten Staaten, und aus Russland. Demgegenüber war die rumänische und galizische Zufuhr von Nebenprodukten von Bedeutung. Nun ist zwar zu hoffen, daß im Laufe der Zeit die melopotamischen Ölfelder den Bedarf des Reiches decken, doch darüber vergehen noch lange Jahre. Darum

werden wir auch hinsichtlich des Petroleums für die Zeit nach dem Kriege auf das feindliche Ausland angewiesen sein. Von den Häuten und Fetten, die uns ja sehr mangeln, belanden wir den überwiegenden Teil aus Russland, den Vereinigten Staaten, Argentinien, Frankreich und Brasilien. Die Länder des Verbundes können den Bedarf nicht decken. Am günstigsten stehen wir hinsichtlich der Nahrungsmittel tierischen Ursprungs da. Hier können wir mit Unterstützung einiger neutral gebliebenen Staaten unsere Bedürfnisse selbst decken. Schlechter steht es schon bezüglich der pflanzlichen Rohstoffe, die uns zum größten Teile aus Russland (411 Millionen Mark) und den Vereinigten Staaten (207 Millionen Mark) geliefert wurden. Dieser waren wir auch hinsichtlich der Dünge- und chemischen Rohstoffe in hohem Maße von der feindlichen Welt abhängig. In nicht zu ferner Zeit werden wir auf der deutschen Erzeugung fast völlig unabhängig werden. Wichtig sind Metalle und Erze. Unsere Einfuhr betrug 734 Millionen Mark. Wir waren angewiesen auf Frankreich, bei Ranganerz auf Russland und auf Britisch-Indien, bei Wolframergis ebenfalls auf das feindliche Ausland. Am schlimmsten steht es hinsichtlich des Kupfers. Unser Bedarf beläuft sich auf 328 Millionen Mark; nur 6 Prozent des gesamten Bedarfs werden in den Ländern des Verbundes hergestellt. Noch andere Rohstoffe liegen sich anführen, doch das Gesagte beweist, in welch hohem Maße wir von der Welt abhängig sind.

Wenn man sich nun ein richtiges Bild machen will, so darf man nicht vergessen, daß nicht nur Deutschland, sondern die gesamte Welt ein ausverkauftes Warenhaus ist. In Europa und Amerika, in Australien und in Asien, überall während der Kriegszeit die Produktion erheblich zurück. Alles was in Europa an überlebensnotwendigen Produkten aufgeteilt war, wird restlos aufgebraucht sein. Wie in Deutschland, so ist es auch in England an Leder und anderem. Nach dem Kriege werden wir es also erleben, daß das Angebot überfordert, die Nachfrage außerordentlich stark ist. Und gerade auf die ersten Jahre nach dem Kriege kommt es für alle Industrieländer an. Wenn mal ein Jahrabschnitt vergangen ist, dann wird die Welt wieder genügend Rohstoffe bereitzustellen. Dann wird der internationale Handel nicht danach fragen, ob er seine Ware an dieses oder jenes Volk absetzt, von wem er die Fertigfabrikate bekommt. Dann werden wieder Billigkeit und Qualität entscheiden. Wer bis dahin können wir verhängen und wirtschaftlich vollständig ruiniert sein. Die Verhältnisse liegen heute so, daß mit Ende des Krieges die gesamte Rohstoffe für sich selbst verwenden kann. Die Länder, die uns früher lieferten, stehen fast ausnahmslos im Kampfe gegen uns, und werden, solange Knappheit an Waren besteht, in erster Linie ihre Bundesgenossen berücksichtigen. Dem gilt es vorzubeugen. Wollen wir unseren Weltmarkt zurückerobern, dann müssen wir sofort nach dem Kriege genug Rohstoffe erhalten. Und um das zu erreichen, bleibt nur der eine Weg, im Friedensvertrage unsere Feinde zur Lieferung zu zwingen. Nur so kann es uns gelingen, den höchsten Preis dieses Rohstoffes zu gewinnen, die Zurückeroberung des Weltmarktes zu ermöglichen, und dabei den deutschen Arbeitern genügend Brot und Arbeit zu geben.

Von Feinden umringt

Vor nicht langer Zeit hieß es in einem der deutschen Tagesblätter:

„Politisch Sagen wir unsere Sturmtruppen in die transsibirischen Linien bedroht der Döde 844 vor. Sie folgen dem Feind schwerer Verluste zu und kehren mit mehr als hundert Gefangenen zurück. Außerdem berichten sie einen Schiffsgefangen. Der seit dem 7. September, eines von Franzosen umschlossen, aller Angriffe des Gegners in heldenmütiger Ausdauer erweist hatte.“

Und das kam so:

Der Morgen des 7. September ließ sich verächtlich an. Trüben beim Franzmann standen nicht weniger als dreizehn plumpe Fesselballone am Himmel, und auf Stellung und Hintergelände lag ziemlich heftiges Artilleriefeuer, das sich späterhin zum wohnungstüchtigen Trommelfeuer steigerte. Ueber die Absichten des Feindes konnte kein Zweifel herrschen. Jeden Augenblick mußte er angreifen. Die Erde bebte weiter, der Graben

verschwand bald und wird zu einer Trichterfette. Unterhand nach Unterhand wird getroffen. Eingänge stürzen ein, Rahmen brechen. Wer übrig bleibt, hockt eng zusammengepackt in den noch nicht zerstörten Winkeln, des Signals harrend, das den kommenden Feind verläutet und nach oben ruft. Draußen stehen, an feste Trichterwände gedrückt, todemüht die treuen Wachen. Verbindungen gibt's nicht mehr, selbst innerhalb der Kompanie sind sie unmöglich. Leutnant V., in dessen noch verschonten Unterstand Leute von benachbarten Gruppen geflüchtet sind, entschließt sich, nach Kräften rettend einzugreifen. Ungeachtet der höchsten Feuerleistung huscht er mit seinen Leuten zwischen den einschlagenden schweren Granaten durch. Sie hüddeln, reihen ein und ziehen hier und da einen nach überlebenden Kameraden aus seinem furchtbaren Gefängnis. Verletzte werden unter äußerster Gefahr und Todesverachtung nach dem Unterstand geschleppt, gewaschen, verbunden und gepflegt.

Da plötzlich ein Gelächter: Sie kommen. Sie kommen! Der Unterstand verzicht sich, und hinter ihm erscheinen die blauen französischen Sturmhelme. Wer noch stehen kann oder irgendwelche Kraft hat, greift zur Waffe. Will des Schießens sein: Maschinengewehre können blutiges Sterben in die anrückenden Reihen, Sprengfeuer reißt Lücken und Leuten. Der Sturm ist für den Feind misglückt, er muß weichen. Jetzt aber trommelt er uns so wilder. Das Vergehen von Verwundeten ist ausgefallen; wer kein nützliches Leben retten will, stirbt in Deckung. So finden sich im Unterstand der Leutnant V., drei Unteroffiziere und zwanzig Mann zusammen. Umredessen entdacht der Franzose auch dieses Ziel. Granate auf Granate laufen jetzt hierher; werst hin! dann acht und dann zwölf in der Minute, zwölf schwerer Sorte. Die Bosten vor dem Eingang sind vom Einsturz fortgeschleudert ins Feld hinaus, jeder neue, der hochkommt, wird im Augenblick zerhackt oder von stürzenden Erdmassen erschlagen. Der Leutnant stellt dann seinen Leuten mehr aus, in der letzten Absicht, im Fall einer Ueberumpelung sich bis zum letzten Blutstropfen zu wehren. Kurz darauf werden alle gegen die Wand gedrückt: ein Weichsel fiel auf den Eingang und hat ihn ganz zugeschnitten. Gottlob ist einige Tage vorher eine dazwischen unterirdische Verbindung zum Ausgang hergestellt worden. Die großen Steine und etliche Rahmen liegen noch drinnen. So kann wenigstens noch Luft herein.

Die abgeschnitten ist mit einemmal das Feuer, aber dafür fallen unzählige Gewehrgranaten auf die Stellung. Das ist ein untrügliches Zeichen für den gegnerischen bevorstehenden Angriff. Als Leutnant V. hoch und schiefst Leutnant V. ab, um zuerst Verwundeten und danach Sprengfeuer anzufordern. Bei der dritten Salve sind schon die Franzosen über ihm. Sehen kann er sie nicht in der finsternen Nacht, aber er hört ihre Aste. Und dann hören sie am Eingang und schreien herunter, sie sollten sich ergeben. Als Antwort liegen Gewehrflinten nach oben. Da steht nun das stolze Häuflein, von Feinden umringt, eingekerkert unter dem Boden, fest entschlossen, alles zu wagen, um nur nicht in Gefangenschaft zu geraten. Es sind furchterliche Augenblicke der Spannung, aber man wartet geläutet der kommenden Dinge. Die Armen, die noch drinnen liegen, mit zerhackten oder gebrochenen Gliedern, winden sich jammern und wimmern im Mundstüber und wollen verjagen angesichts der neuen Gefahr. Durch sein glänzendes persönliches Beispiel, durch ein anjournes Wort aber versteht der tapferste Leutnant den Mut der Leute hochzuhalten: Wir ergeben uns nicht!

Infolge der schrägen Anlage der Unterstandstreppe bringen die Franzosen ihre Granaten nicht bis auf den Grund des Unterstandes, sie planen ohne Schaden. In die Höhle des Löwen will sich natürlich auch keiner wagen. Ihren wiederholten Rufan folgt keine Antwort aus der Tiefe. Trunten aber sind unsere Braven an der Arbeit: Mit bloßen Steinen und Holzern wird eine Mauer gebaut und so der weitere Zugang abgeriegelt. Dort sitzen sie nun schlitzäugig, harrend und hoffend. Am verschütteten Eingang haben sie ein Weibchen beiseite gezogen und ein kleines Lustloch gehohlet. Wie der Blitz fährt's dem Leutnant durch den Kopf. Wenn sie dieses Ende freilegen, nur ein wenig — und sie können's mit Leichtigkeit — dann bist du mit all deinen Leuten ver-

loren. Eine Handgranate genügt, um uns zu erledigen.

Now Zeit zu Zeit ertönt oben wieder eine lockende Stimme, in der Hoffnung, daß die Besatzung jetzt müde ist und sich gefangen geben will. Keine Antwort. Dann beginnt, wie aus ohnmächtiger Rut, von neuem das Krachen der Handgranaten auf den Stufen; diesmal ziehen trübe Dünste von Nebel- und trünerregenden Stinkbomben nach unten! Aber auch dieses Mittel hilft nicht. Weitere Salven folgen. Jetzt beginnen in der Mitte einige Rahmen zu brennen, und eine Weile später stürzen sie zusammen. Jetzt wird die Luft heiß und unerträglich, dazu der üble Geruch, den die Wunden der unglücklichen Kameraden ausströmen! Einmündschweren treten ein, die Schwerverletzten stöhnen wieder, der Reiz steigt am höchsten. Da tritt eine unheimliche Stille ein, und in diese Ruhe fällt urplötzlich das Tosen französischer Maschinengewehre. Ueber den Unterstand lausen die sündigen Augen. Ein heller Gedanke durchblitzt alle: das ist der deutsche Gegenstoß! Und neuer Mut füllt ihre Seelen. Jetzt ist dumpfes Flagen vernnehmbar und lautes Schreien. Eilends meldet ein Mann, daß deutsch das Laufen und Stampfen von Leuten zu hören sei. Und gleich darauf kommt er jubelnd zurück: Deutsche Stimmen im Graben! Mit einem Satz kniet der Leutnant am verschütteten Eingang. Noch darf man nicht trauen. Der Franzose ist schlau und hinterlistig und sucht uns vielleicht auf diese Art herauszulocken. „Ist da draußen noch jemand? Hello!“ — „Ja, wer ist draussen?“ — „Hier ist V. R.“ — „Vorsicht!“ — „Kennen wir nicht?“ — „Schick mal einen Offizier her!“ — Wenige Minuten hernach ruft: „Hier ist Leutnant V., 5. Kompanie.“ Das ist ein bekannter Name. Jetzt ist's klar, die Franzosen sind wieder hier! Hurra! — Einiges Schreien und Lachen beginnt, und mit jubelnder Freude und trübendem Auge liegen sich die Kameraden an der Brust. Freut! Acht Stunden in solch schrecklichem Gefängnis! Es schienen Ewigkeiten gewesen zu sein.

Bei der Wiedernahme der Stellung sind noch hundert Franzosen gefangen worden. Nicht, als ob die tapferen, heldenmütigen Schar nach diesen furchterlichen, aufreibenden Stunden jetzt nach Ruhe verlangt hätte; im Gegenteil, ungeachtet aller Mühsamkeit und Müdigkeit sind sie dem geblichen, halsen graben und bauen und wehren mit altem Trost den bald einbrechenden feindlichen Gegenangriff mit ab. Leutnant V. aber sagt: „Nicht bloß, ich verdiene ein Lob, ich habe verdient, meine Pflicht getan; und ein gültiges Zeugnis hat uns bewahrt.“ Dieses thüringische Regiment in dessen — es liegt in Koburg — kann stolz sein auf den Offizier und seine tüchtigen Leute!

Eine russisch-englische Ente

Eine fette Ente tist die „Morning Post“ vom 20. September ihren englischen Lesern an die geduldig glauben lassen, daß in Deutschland bereits die Warnisonen im Anlauf durch — Tärken abgelöst würden, w Truppen für die Front freizubekommen. „Nah dem seien die Türken besser dazu geeignet, als leidlos auf die Menge zu feuern!“ (?) Deutschland hat man bisher von diesen den Engländern erzählten abscheulichen Maßnahmen nichts bemerkt. Man sieht auf den Kaisertruppen nach wie vor unsere Feldarbeiten herzlich laien. Diesmal ist der Petersburger Korrespondent der „Morning Post“ der Meinung. Er ist auf den jüngsten Vorgängen in seiner Hauptstadt nach das „mitteillose Feuern auf die Menge“ wohnt und überträgt nun lebhaftig aus der Wachen Absicht der Stimmungsmache die Verhältnisse seines völlig zerstörten Heimatlandes auf Deutschland. Daß seit der Einnahme Rigas eine allmähliche Flucht der hungernden und der Gewalt herrschaft überdrüssigen Bevölkerung aus Petersburg nach Sibirien stattfindet, bestätigt die russische Zeitung „Ruskoje Slovo“ vom 22. September. Es ist nur zu verwundern, daß dem russischen Volk nicht selber mittlerweile die Augen darüber aufgehen, mit welchen naiven und plumpen Mitteln bei ihnen der Wahn an Deutschlands Niedergang wachgehalten und die mehr und mehr aufkommende Friedenssehnsucht durch derartige alberne Nachrichten erstickt werden soll.

Richard Gwald dirigierte von seinem Zentralbüro in der Bollatstraße aus ein halbes Duzend eigener Fabrik- und Handelsbetriebe und sah im Aufstiegsstadium von wanzig Industrie- und Verkehrsgesellschaften, die mehr oder minder von ihm abhängen. Sein Name an der Spitze eines Konfortiums genügt schon, diesem Ruf zu verpassen, und täglich überhäufte man ihn mit neuen Projekten.

Julian wußte von alledem nur vom Hörensagen und vermochte sich nicht vorzustellen, wie der Vater diese Wiesenansage bewältigte, begriff nur, daß sie der eines regierenden Staatsmannes nichts nachgab und daß dazu ein außerordentliches an Hirn, Nerven und Willenskraft gehörte. Um so weniger konnte er, der alles zunächst von der Gefühlseite nahm, sich die Fähigkeit zutrauen, bereinigt sein Nachfolger zu werden, und das Bewußtsein dieser Unzulänglichkeit erhöhte nur seine Scheu vor dem Namen, dessen ganzes Wesen mit dem einzigen Worte „Praxis“ am treffendsten zu charakterisieren war. Schon seine Nähe benahm ihm den freien Atem; wenn sein Blick auf ihn ruhte, qualte ihn Angst, daß er es jetzt zu der endlich ja doch nicht zu verschließenden Aufgabe über seine Zukunft kommen lasse. Und den Gedanken an einen Widerspruch empfand er wie den freiblen Verlust, das Schicksal seiner Kinderjahre zu werden: Savamis großen Affekt, der das Erbeben erzeugte.

Ein Jahr nach der italienischen Reise übertrug ihn der Vater mit der Erlaubnis, daß er ihn heute auf einen Abhänger nach Holland mitnehmen werde. Er war da eben zum niederländischen Konsul ernannt worden und hatte im Haag Amtsgeschäfte wahrzunehmen. Julian ahnte, worauf diese Fahrt abzielte: ihm sollte die Ansicht von einem stillen Weltmarkt vermittelt werden. Von einer Begleitung durch Hugo Gwaldner war keine Rede. Auch der Hofmeister blieb dabei; die Zeit für gekommen erachtend, was das werdende Menschlein so weit sei, um von ihm das Siegel seiner Bestimmung zu empfangen.

Berlin, Hamburg, Amsterdam, Brüssel und endlich Paris waren die Hauptstationen dieser einbrunzreichen Reise, die Julian einen anderen Aufbaumunterricht gab, als er in der aubor an klassischer Stille empfangen hatte. Sie erweiterte sich da sein Begriff von Handel und Industrie, aber zur Stärkung seines Selbstbewusstseins gereichte es ihm nicht.

Gleich in Berlin, wo ihn der Vater mit einem seiner Geschäftsfreunde zusammenbrachte, wurde er aus dessen Gespräch mit denen, die „daß mein Sohn nächsten Jahr sein Abitur machen und dann daheim die Handelskammer suchen wird, deren Errichtung ich im Verein mit unserer Handelskammer betriebe.“

Nur die Gegenwart der Leuten gab ihm den Mut, den Einwurf zu wagen: „Ich habe hofft, die Universität.“

„Wozu?“ machte Herr Konsul vernehmlich. „Die Jurisprudenz fordert du sie als Großmann brauchst, lernst du auch mit den Wissenschaften.“

Die zwingende Selbstständigkeit in diesen ten verführte Julian, laut werden zu lassen, daß er durchaus nicht an die Jurisprudenz dachte, sondern an alte Sprachen, Biologie und Völkerkunde, wozu ihn seine Reisetageindrücke von Java und „diesen rätselhaften Ländern“ trieben.

„Nehme ich dazu dein Misstrauen“, wies sich Gwald wieder ausschließlich an die Deutlichkeit, es immerhin noch drei bis vier Jahre dauern, ehe ich ihm eine vollständige Ausbildung in meinem Bureau anweisen kann.“

Da wurde über ihn verfügt, als sei er eine Schachfigur auf dem großen Brett des Konsultors und vorläufig noch eine ganz niedrige. In dem Maße, der es bisher der Nähe wertgeschätzte, mit dem Sohne besprechen, was er hier zum Tischgespräch Fremden machte, lebte nicht eine Spur von väterlicher Liebe.

Im Hamburger Hafen, im Angesicht des wimmels auf den Docks und den Verfertigen, Julian endlich die Worte, die er dem Gwaldig war.

(Fortsetzung folgt.)

Die ihren Vätern zürnen

Roman von Karl Ed. Klopfer.

(Fortsetzung.)

(Fortsetzung.)

Zu Ende des Sommers wurde Hugo, der die Rüchauer Gastfreundschaft schon über Gebühr in Anspruch genommen hatte, heimgerufen. Da war Gräfinin Emerenz auf einmal wieder viel netter zu dem „Schöpfung“ ihrer Mutter, freilich auf eine Weise, die ihm nicht gefallen wollte. Er verabsagte seine Bekanntschaft darüber, daß sie nur den Gredner als einen „Mann“ gelten lassen wollte, hinter ihren Lebensarten, und als sie ihm eines Tages ob seiner Ueberempfindlichkeit die Bezeichnung auf der Erbe nannte, trieb ihn sein Trost zum Feuerherd. Er verabschiedete sich vom Hofmarschall unter dem Vorwand, ebenfalls schon in die Stadt berufen worden zu sein, machte dem Komteschen, das sich recht merklich beunruhigen bemühte, eine überaus vornehme Verbeugung und erschien nicht wieder auf Wilmsstuf. Er war auch entschlossen, den ganzen Winter über keine Zeile an sie gelangen zu lassen. Das sollte sie mürbe machen. Wenn er dann im nächsten Sommer wiederkäme und in edler Gewohnheit so täte, als habe er den kindlichen Konflikt über seinen Studien vergessen, wird sie ihn anders aufnehmen.

Er ahnte nicht, daß dies die letzten Ferien auf Rüchau gewesen waren und daß er von der guten Tante Katerie für immer Abschied genommen hatte.

Kurz vor Ostern farb der Großvater — man fand den Sechsmundstündigen eines Morgens in seinem Bette friedlich entschlummert —, und Rüchau wurde verkauft. Richard Gwald hatte das festab von der Bahnlinie gelegene Landgut immer ungenauer gefunden, und die prächtigen Obstbäume, mit deren Anlage sich der Vater in den paar Jahren seines Aufstieges die Zeit vertrieben hatte, verschafften der Besingung ein günstiges Angebot.

Der Gottfried Stürpel atmete befreit auf, als sich im Testament des Großvaters eine

Bestimmung fand, die seinem Sohne wenigstens die Erhaltung des alten Familienhauses in der Stadt zur Pflicht machte.

Im Sommer durfte Julian in Begleitung des Hofmeisters mit Hugo Gredner die längst ersehnte Fahrt nach Italien machen. Dava fand es an der Zeit, daß er durch Reisen seinen Gesichtskreis erweiterte und daß der gesund werde. Porttuchliche Genosse die richtige Gesellschaft für den etwas verweichlichten Sohn sei. Julian wußte, was er dem Freunde mit dieser Sommerreise. Die Freude bereitete. Auf dem gewählten Boden die Antiken studieren zu dürfen, war von jeder Hugos Traum gewesen. Hier genossen sie die Jugendblüte ihres Lebens noch in janzendem Ueberflusse.

Richard Gwald hätte zu solchen Erholungsreisen keine Zeit gehabt. Sein glückliches Schiff fuhr mit vollen Segeln, und er konnte und wollte die Kommandobefehle nicht eine Minute verlassen. Herr Gottfried Stürpel hatte sich längst das Staunen abgewöhnt und gab es auf, den Kurs zu verfolgen, den der große Mann über den Umkreis der Firma Gwald hinaus führte. Seine Eifersucht vor dem Geiste, der hier an einem übermenschlichen Werke schaffte, begann sich mit überglühendem Glauben zu mischen. Das der Gigant anstrebte, trieb alle und Zweige, jede Unternehmung gearb binnen kurzem neue. Dem Kommissionssektor des Expeditionshauses war der Import aus Ostindien angegliedert worden. Der Bodmerei folgte die Transportversicherung auf Gegenstände innerhalb eines Verbundes verwandter Firmen. Weitere Interessengemeinschaften führten zu Verleihungen und Verbindungen sonstiger Art. Hier war die Beteiligung an einer neuen Dampferlinie notwendig, dort an einer Kohlengrube und dem davon abhängigen Güterverkehr. Dieses litt an dem drohenden Fallissement einer Baugesellschaft; man erwarb daher deren Aktien zu wohlfeilen Bedingungen und brachte sie hoch durch Konkurrenz um den Bau einer Kleinbahn. Beziehungen zu einem Elektrizitätswerk führten zur Beteiligung an einer Kabelgesellschaft, einer Maschinenfabrik und einer Automobilgesellschaft. Und so ging das weiter.

Richard Gwald dirigierte von seinem Zentralbüro in der Bollatstraße aus ein halbes Duzend eigener Fabrik- und Handelsbetriebe und sah im Aufstiegsstadium von wanzig Industrie- und Verkehrsgesellschaften, die mehr oder minder von ihm abhängen. Sein Name an der Spitze eines Konfortiums genügt schon, diesem Ruf zu verpassen, und täglich überhäufte man ihn mit neuen Projekten.

Julian wußte von alledem nur vom Hörensagen und vermochte sich nicht vorzustellen, wie der Vater diese Wiesenansage bewältigte, begriff nur, daß sie der eines regierenden Staatsmannes nichts nachgab und daß dazu ein außerordentliches an Hirn, Nerven und Willenskraft gehörte. Um so weniger konnte er, der alles zunächst von der Gefühlseite nahm, sich die Fähigkeit zutrauen, bereinigt sein Nachfolger zu werden, und das Bewußtsein dieser Unzulänglichkeit erhöhte nur seine Scheu vor dem Namen, dessen ganzes Wesen mit dem einzigen Worte „Praxis“ am treffendsten zu charakterisieren war. Schon seine Nähe benahm ihm den freien Atem; wenn sein Blick auf ihn ruhte, qualte ihn Angst, daß er es jetzt zu der endlich ja doch nicht zu verschließenden Aufgabe über seine Zukunft kommen lasse. Und den Gedanken an einen Widerspruch empfand er wie den freiblen Verlust, das Schicksal seiner Kinderjahre zu werden: Savamis großen Affekt, der das Erbeben erzeugte.

Ein Jahr nach der italienischen Reise übertrug ihn der Vater mit der Erlaubnis, daß er ihn heute auf einen Abhänger nach Holland mitnehmen werde. Er war da eben zum niederländischen Konsul ernannt worden und hatte im Haag Amtsgeschäfte wahrzunehmen. Julian ahnte, worauf diese Fahrt abzielte: ihm sollte die Ansicht von einem stillen Weltmarkt vermittelt werden. Von einer Begleitung durch Hugo Gwaldner war keine Rede. Auch der Hofmeister blieb dabei; die Zeit für gekommen erachtend, was das werdende Menschlein so weit sei, um von ihm das Siegel seiner Bestimmung zu empfangen.

Berlin, Hamburg, Amsterdam, Brüssel und endlich Paris waren die Hauptstationen dieser

ANN

Wiesbaden, Langgasse 1-3

